

Finale

O-Ton

«Architektur ist überhaupt erstarrte Musik.»

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling

Zerwürfnis bei Nagel & Kimche

Der Chef des renommierten Schweizer Verlags, Dirk Vaihinger, wurde abgesetzt.

Guido Kalberer

Am 21. November 2017 gab der Hanser-Verlag in München bekannt, dass er den Schweizer Nagel-&Kimche-Verlag auf den 1. Januar 2018 an die deutsche MG Medien Verlags GmbH von Oliver Kneidl verkaufte. Der 1965 geborene Kneidl hat sich vor allem mit der Publikation von Fach- und Publikumszeitschriften, von Büchern und Hörbüchern einen Namen gemacht. Am Programm des Nagel-&Kimche-Verlags werde sich, so betonte der Leiter Dirk Vaihinger damals, nach dem Besitzerwechsel nichts ändern. «Das ist der explizite Wunsch des neuen Eigentümers.»

Alles schien in Ordnung zu sein und Kontinuität garantiert, zumal Oliver Kneidl den Kauf als Herzenswunsch bezeichnete: «Als leidenschaftlicher Leser ist mir das Programm von Nagel & Kimche seit vielen Jahren vertraut. Es ist ein kleiner, besonderer Qualitätsverlag, der mich begeistert und den ich so, wie er ist, erhalten möchte.» Dirk Vaihinger und sein Team sollen, so



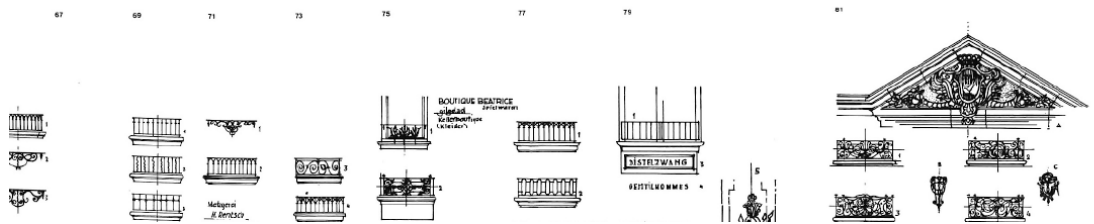
Dirk Vaihinger.

Kneidl damals, das Haus unverändert weiterführen. Mit dem neuen Eigentümer, ergänzte Dirk Vaihinger beim Wechsel, zeichne sich eine Beständigkeit ab, aber auch eine Entwicklungsperspektive. «Das wird uns weiter voranbringen», meinte er.

Divergierende Ansichten

Nach einem halben Jahr geht es zumindest für den Verlagschef nicht mehr voran. Am Freitag letzter Woche erschien Dirk Vaihinger nicht mehr zur Arbeit. Verschiedene Quellen berichten, dass der neue Besitzer und der Verlagschef schon seit längerer Zeit divergierende Meinungen vertreten. Diese unterschiedlichen Ansichten über die Führung des in Zürich ansässigen Verlages führten zu so grossen Unstimmigkeiten, dass es nun zum offenen Bruch kam.

Weder Kneidl noch Vaihinger, der den 1983 von Renate Nagel und Judith Kimche gegründeten Verlag schon seit 1999 führt – seit Hanser ihn übernahm –, war für eine Stellungnahme erreichbar. In den nächsten Tagen ist mit einer gemeinsamen Erklärung zu rechnen. Nagel & Kimche veröffentlicht etwa 20 Novitäten im Jahr. 2018 werden neue Bücher unter anderem von Milena Moser, Peter Haffner und Florian Werner erscheinen.



Die Gerechtigkeitsgasse in der Berner Altstadt: Ein durchkomponierter Reim. Zeichnungen von F. Limbach aus «Die schöne Stadt Bern», Benteli-Verlag, 1978.

Baustelle Warum fühlen wir uns im Breitenrainquartier oder in der Altstadt so wohl? *Sonja Huber und Bettina Gubler*

Aus bekannten Silben wird Poesie

Was ist es, das den Breitenrain oder die Altstadt zu den beliebten Quartieren macht, in denen wir einen Kaffeetrinken wollen oder uns zum Feierabendbier verabreden? Was ist es, das den Obstberg oder das Kirchenfeld zu Orten macht, in denen wir wohnen wollen oder durch die wir am Sonntag spazieren? Diese Berner Quartiere sind über Jahrhunderte zu stimmungsvollen Orten geworden. Aber nicht das ist dabei entscheidend, sondern dass sie eine Sprache sprechen. Eine Sprache, die Aspekte der Beständigkeit und Zeitlosigkeit mit sich führt. Es ist keine monotone Sprache, sondern eine ausgewogene – eine, die nicht mit übertriebener Selbstinszenierung spricht, sondern mit selbstverständlicher und sinnlicher Ausstrahlung. Die architektonischen Bausteine werden wie die Silben unserer Sprache zu einem rhythmischen Gefüge gebracht, das weder rein repetitiv noch beliebig ist.

Die wie in einer Perlenkette aufgereihten, unpräzisen Altsadthäuser sehen auf den ersten Blick gleich aus, und dennoch ist jedes Haus einzigartig komponiert. Die Fensterproportionen

bilden ein harmonisches und rhythmisches Lochgewebe. Schmale, filigrane Geländer, unterschiedlich dekorative Rahmung der Fenster und leicht differenzierte Lauben machen jede Fassade einzigartig. Nicht zwei Häuser sind identisch, und doch bilden sie eine Einheit. Mit demselben Alphabet, den Silben derselben Sprache haben die Baumeister über Jahre einen wunderbaren Text geschrieben, der auch heute noch verständlich ist. Von Strassenabschnitt zu Strassenabschnitt ändert sich sanft die Dialektik, die gemeinsame Sprache geht dabei nicht verloren.

Babylonische Sprachverwirrung

So einfach es tönt, so schwierig scheint die Aufgabe heute zu sein, ein stimmungsvolles Quartier zu planen. Einerseits scheitert die Atmosphäre an der Belieblichkeit, die durch den Fokus auf ökonomischen Gewinn der Totalunternehmungen entsteht. Das Filigrane der Fassadenstruktur wird durch eine tiefenlose Sprache ersetzt; und fortwährend identische Reime machen die Strassenansicht zu einer banalen

Aufzählung. Andererseits zerfällt die Einheit durch die Selbstinszenierung von Architekten, die gestalterische Richtlinien umgehen, um eine architektonische Besonderheit zu verwirklichen. Zahlreiche exotische Einschübe machen die Prosa des Quartiers schliesslich unverständlich. An präzisen Stellen und für besondere Nutzungen öffentlichen Charakters sind städtebauliche Ausnahmen durchaus erwünscht – ganz im Sinne von spannungsvollen Störungen, die das Ensemble bereichern. An Orten wie Bern Brücken oder Wankdorf City aber endet die exotische Ansammlung in Kombination mit einer Beliebigkeit der Detailgestaltung in einer vollflächigen, babylonischen Sprachverwirrung. Es wird nicht versucht, eine gemeinsame Sprache des Orts zu entwickeln oder aber die bestehende Sprache zu lernen.

Architektonische Poesie

In der aktuellen Berner Stadtentwicklung und der innerstädtischen Verdichtung werden künftig grosse Stadtquartiere wie beispielsweise das Warmbächli, das Gaswerkareal oder das

Vierfeld neu entstehen. Hoffentlich werden die Architekten und Totalunternehmungen an diesen Orten eine gemeinsame Sprache finden. Es bleibt zu hoffen, dass Bauherren und Jurys von Architekturwettbewerben die richtigen Beiträge wählen, damit neue Quartiere entstehen, die das nötige Gleichgewicht aus Diversität und Wiederholung aufweisen – für einen harmonischen, dichterischen Reim ist das unbedingt erforderlich. Die Kunst wird nicht sein, eine Fremdsprache zu sprechen, sondern die bekannten Silben und Wörter zu einem poetischen Text zu fügen und damit dem Quartier eine Atmosphäre zu verleihen.

Wir danken Dorothea Franck, die mit ihrem Referat «Poetik der Architektur», einer Suche nach dem Grund für das Wohlbefinden in den Berner Laubengängen, diese Gedanken weiter angeregt hat.

Sonja Huber und Bettina Gubler haben an der ETH Lausanne Architektur studiert und arbeiten in Lehre, Wissenschaft und Praxis. Sie sind Mitglieder des «Baustelle-Kolumnistentams».

Unterdessen in Vex VS

Stress in Tokio

Der Walliser und sein Kanton. Nirgends in der Schweiz wird die Beziehung inniger gelebt. So scheint sich der Belgier am liebsten entlang der Rhone aufzuhalten; zwischen Chablais und Simplon, dort, wo er sich auskennt.

Warum also in die Ferne schweifen? Die Antwort dürfte nach der Geschichte von Frédéric Brantschen für nicht wenige Walliser noch eindeutiger ausfallen. Denn diese Geschichte geht so:

Im Januar dieses Jahres verlässt Brantschen, Ersatzabgeordneter der CVP Mittelwallis im Grossen Rat, seinen Bergkanton und fliegt nach Japan in die Ferien. Gleich nach der Ankunft checkt er in einem billigen Hotel im Tokioter Quartier Asakusa ein. In diesem Stadtteil, heisst es, soll es viele Theater,

Restaurants und Bars geben. Der Walliser aus Vex macht das, was man an einem solchen Ort zum Ferienanfang eben so macht: ein paar Gläser trinken, wie er «Le Nouvelliste» erzählte. Und irgendwann passiert das, was zum Ferienanfang eben so passiert: Die Müdigkeit meldet sich. So schleicht er durch die Strassen der 10-Millionen-Metropole und will nur noch schlafen. Leider hat der Mann an der Réception etwas dagegen: Er verweigert Frédéric Brantschen die Zimmerschlüssel. Warum genau, kann Brantschen nicht verstehen. Im doppelten Sinn. Denn der Mann hinter der Theke spricht nur Japanisch.

Was dann genau geschieht, lässt sich bis heute schwer verifizieren. Es gibt nur die Version von Brantschen. Dieser

betont, nicht betrunken gewesen zu sein, und spricht von einem Konflikt, der wegen unüberwindbarer Sprachbarrieren vollends eskalierte. Gegenüber «20 Minuten» sagt er: «Stellen Sie sich mal vor: Ich war in einer grossen Stadt, verstand kein Wort Japanisch und war dazu noch übermüdet – da verlor ich als kleiner Dorfmann aus dem Wallis kurz die Nerven.»

Ein grosses Missverständnis

So landet der 30-Jährige nach dem Faustkampf mit dem Einheimischen in einem japanischen Gefängnis. Er wird zwar korrekt behandelt, kommt aber dort nicht so schnell wieder heraus. Denn laut dem Walliser Lokalpolitiker spricht kein einziger Polizist Englisch. Er kann somit niemandem erklären,

dass das Ganze ein Missverständnis ist. Denn mittlerweile hat Brantschen begriffen, dass er gar nicht mit einem Hotelangestellten gekämpft hat, sondern mit dem Boss einer Karaokebar, die unmittelbar neben seinem Hotel lag. «Der Empfangsbereich der Bar ähnelt stark der Hotelréception.»

Erst nach sieben Tagen bekommt er Besuch von einer Schweizer Vertretung. Es ist längst klar, dass dieser Schweizer nicht in den Knast gehört. Nur ist da noch eine Forderung des Karaokebetreibers. Dessen Handy ging beim Kampf kaputt.

Brantschen begleicht die Rechnung und fliegt zurück in die Schweiz. Zurück ins Wallis. Dorthin, wo er sich auskennt – und den Unterschied zwischen Bar und Hotel jederzeit kennt.

Tagestipp Alpines Museum



Vom Bemalen der Stromkästen

Von reduziert bis real: Im Rahmen der Ausstellung «Schöne Berge. Eine Ansichtssache» haben fünf junge Künstlerinnen und Künstler, darunter Nils Mosimann am Loryplatz (Bild), mit unterschiedlichen Techniken fünf Stromkästen in der Stadt Bern bemalt. (klb)

Vernissage: Heute, 18 Uhr, Alpines Museum Bern